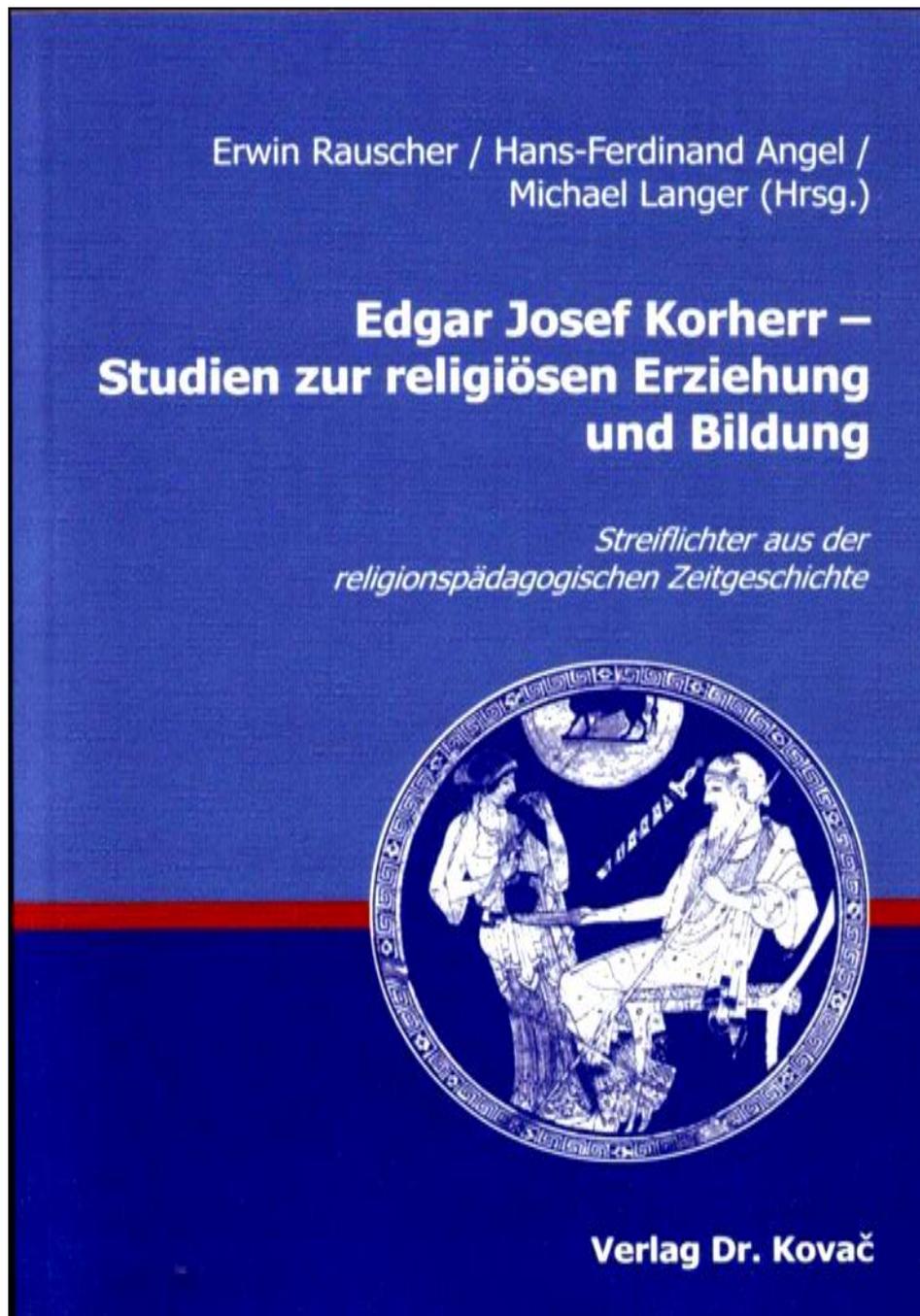


**Textauszug** aus:



**Erwin Rauscher / H.-F. Angel / M. Langer (Hg.)**

**Edgar Josef Korherr - Studien zur religiösen Erziehung und Bildung  
Streiflichter aus der religionspädagogischen Zeitgeschichte**

**Schriften zur Praktischen Theologie, Bd. 9**

**Hamburg 2008, 416 Seiten**

**ISBN: 978-3-8300-3792-7**

# Vor 60 und mehr Jahren – was vom Religionsunterricht im Gedächtnis hängen blieb

*In: E. J. Korherr, Zeitzeugen, Graz 1999, 27–38.*

Im Schuljahr 1934/35 wurde ich im niederösterreichischen Gmünd in die erste Volksschulklasse eingeschult. Gmünd war damals in gewisser Hinsicht eine geteilte Stadt. Der Ortsteil ‚Böhmeil‘ war 1918 fast zur Gänze als Česká Velenice (= Tschechisch Wielands) zur Tschechoslowakei gekommen. Jene dort oft seit Jahrhunderten siedelnden Österreicher, die wie meine Großeltern und mein Vater für die österreichische Staatsbürgerschaft votierten, mussten in das klein gewordene Österreich zurück. Zunächst wurden viele von ihnen in provisorischen Flüchtlingslagern aufgefangen. Bald aber entstand vor den Grenzen der bisherigen (Alt-)Stadt Gmünd, die nun Gmünd I genannt wurde, ein neuer Stadtteil, Gmünd II, auch Gmünd-Neustadt oder (von älteren Leuten heute noch:) ‚Lager‘ genannt. Dorthin übersiedelten meine Eltern 1930. Ich war 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahre alt. Wir wohnten in einer Siedlung aus kleinen Neubauhäusern mit je vier Wohneinheiten, die zum Großteil den Österreichischen Bundesbahnen gehörten und ‚Eisenbahnern‘ als Dienstwohnungen dienten. Diese ‚Eisenbahnerkolonie‘, stolz auch ‚Villenkolonie‘ genannt, war umgeben von zahlreichen anderen Neubauten und Betrieben. Es gab in diesem Stadtteil nur eine barackenartige Notkirche, aber noch keine Schule. Der öffentliche Kindergarten befand sich im damals größten Wohngebäude von Gmünd II – heute noch ‚Neubau‘ genannt – und wurde von Amstettener Schulschwestern geführt. Von ihnen erhielt ich den ersten außerfamiliären Religionsunterricht (=RU). Obwohl Gmünd II mehrheitlich ‚rot‘, d. i. sozialdemokratisch, war und damals die großen Auseinandersetzungen zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen die Gesellschaft beherrschten, kannten viele Kinder und auch ich beim Eintritt in den Kindergarten das Kreuzzeichen und das Vaterunser durch die Erziehung der Mütter, Tanten und Großmütter. Nicht wenige Sozialdemokraten besuchten trotz des ‚Kulturkampfes‘ die Sonntagsmesse und fanden es für selbstverständlich, dass es geistliche Schwestern waren, die ihre Kinder im Kindergarten erzo-gen. Jährlich einmal führten Sr. Fridoline Vösenhuber (1879–1957) und Sr. Klementine Mayerhofer (1897–1982) die Kinder in die ‚Lagerkirche‘, die nur einige Gehminuten vom Kindergarten entfernt war.

Es ist mir heute noch in Erinnerung, dass sie uns mit großem Ernst auf das ‚Ewige Licht‘, den Tabernakel und den dort gegenwärtigen Herrn Jesus hinwiesen: *„Jesus ich grüße dich, du aber segne mich!“* In der eucharistischen Frömmigkeit dieser Zeit stand die Gegenwart Jesu im ‚Allerheiligsten‘ im Zentrum. Besonders zeigte sich das bei der Auferstehungsprozession am Karsamstagabend und noch mehr bei der Fronleichnamsprozession. Alle denkbaren Elemente der Feiergestaltung kamen da zum Einsatz: Wir Kindergartenkinder ‚marschierten‘ an der Spitze des langen Zuges, gleich nach dem Prozessionskreuz und den beiden ersten Kirchenfahnen. Aus kleinen Körbchen streuten wir Blütenblätter auf den Weg, der von vielen Birkenreisern gesäumt war. Erst wenn das ‚Allerheiligste‘ vorbeigetragen war, durfte man von diesen Birken Zweige abreißen und sie zu Hause hinter das Kruzifix oder ein religiöses Bild stecken. Die Männer der Freiwilligen Feuerwehr, die Ortsmusikkapelle, der ‚Veteranenverein‘<sup>1</sup>, die weiß gekleideten ‚Marienkinder‘<sup>2</sup>, der Kirchenchor und die Ordensschwwestern hatten ihren festen Platz vor dem Traghimmel, unter dem der Stadtpfarrer die mit einem

Blumenkranz geschmückte Monstranz mit der weißen Hostie trug. Fast alle Menschen knieten am Wegrand nieder, wenn der Herr in Brotsgestalt vorbeizog, und baten, dass sie und ihre Häuser vor Blitz und Ungewitter, vor Pest, Hunger und Krieg, vor dem ewigen Tod und vor allem Übel bewahrt bleiben mögen.

Es gab damals in Gmünd wohl mehr als 20 Ordensfrauen, die als Schwestern im Krankenhaus und in den beiden Kindergärten der Stadt arbeiteten. Ich sehe heute noch vor mir ihre gesammelten, ernsten Gesichter, wenn sie mit brennenden Kerzen im Fronleichnamzug schritten. Es sollten fast zwei Jahrzehnte vergehen, ehe mir die vielen anderen Formen der Gegenwart des Herrn in seiner Kirche bewusst gemacht wurden. Rückblickend erkenne ich die Richtigkeit des Wortes *„Alles Erste im Kind bleibt ewig!“* Nie in den Jahrzehnten, die seitdem vergangen sind, bin ich von Zweifeln an der eucharistischen Gegenwart des Herrn geplagt worden. Und trotz Liturgiereform und Zweitem Vatikanum ist der Tabernakel für mich ein Zentrum der Spiritualität geblieben.

## **Der erste Religionsunterricht in der Schule**

Nur dunkel erinnere ich mich an den RU im ersten Schuljahr. Da es in Gmünd II noch keine eigene Schule gab, waren für Kinder der beiden ersten Schuljahre zwei Expositurklassen in einem Wohnhaus eingerichtet. Den RU erteilte ein junger Kaplan. Nicht nur sein Name, auch das ‚Was‘ und ‚Wie‘ seines Unterrichts sind mir entfallen.

Lediglich zwei Dinge blieben im Gedächtnis haften: Um uns zum Lernen und Bravsein anzueifern, gab der Kaplan jedem Mädchen und Buben eine violette Karte im Postkartenformat. In der Mitte war ein Platz freigelassen zum Einkleben eines bunten Heiligenbildes. Solche Heiligenbilder waren zu Zeiten, da es weder Comics noch die Bilderflut von Fernsehen und Werbung und auch nicht allzu viele Bilderbücher gab, sehr beliebt. Der breite Rand rund um das leere Feld für das Heiligenbildchen bestand aus vielen kleinen dreieckigen Feldern. Für jede gute Leistung oder für besonderes ‚Bravsein‘ bekam man eine bunte, dreieckige Marke, die in eines der Felder einzukleben war. Bei entsprechendem Wohlverhalten war dann am Schuljahresende eine bunte Rahmung gegeben, in die das lang ersehnte und schwer errungene Bildchen eingeklebt wurde. Für mich war es eine große Enttäuschung, dass ich die notwendige Anzahl der Dreiecksmarken nicht erreichte. Über diese tröstete mich auch nicht die Tatsache hinweg, dass ich im ersten Schuljahr häufig krank war, drei Monate in einer Heilstätte verbringen musste und in dieser Zeit den RU versäumte. Vielleicht aber blieb infolge dieser Enttäuschung die Angelegenheit in meinem Gedächtnis. Als ich eineinhalb Jahrzehnte später meine pädagogische Ausbildung machte, erkannte ich, dass mein erster Religionslehrer mit dieser Methode sich einer ‚Sekundärmotivation‘ bedient hat.

Die zünftigen Pädagogen blicken auf solche Praktiken oft recht verächtlich herab. Es gehe doch darum, Interesse an den Inhalten des Unterrichts selbst zu wecken und solcherart mit ‚Primärmotivationen‘ zu arbeiten. Nach fast einem halben Jahrhundert eigener Unterrichtstätigkeit urteile ich milder!

Die zweite Erinnerung aus dem ersten Schuljahr betrifft das so genannte Pichler'sche Religionsbüchlein<sup>3</sup>. Da die Schulbücher damals von den Eltern zu kaufen waren – die Gratis-Schulbuchaktion gab es abgesehen von einigen Großgemeinden wie Wien erst rund vier Jahrzehnte später – und da viele Väter der Schulanfänger arbeitslos waren

oder gar als ‚Ausgesteuerte‘ ohne jedes Einkommen, verlangte man im ersten Schuljahr von uns noch kein Religionsbuch. Einige Mitschüler aber brachten von älteren Geschwistern das bunt bebilderte Religionsbüchlein mit in den RU. In den Pausen sahen wir uns oft neidvoll die Bilder von Philipp Schuhmacher (1866–1940) an. Als mich dann meine Großmutter einmal während des genannten Kuraufenthaltes besuchte, brachte sie mir als Geschenk das ‚Pichler’sche Religionsbüchlein‘ mit. Ich besitze es heute noch, habe aber damals nicht geahnt, dass dieses Büchlein, das offiziell bis 1970 in Verwendung stand und das in 54 Sprachen übersetzt wurde, mich später bei meiner Tätigkeit als Religionslehrer und Religionspädagoge noch lange begleiten wird.

Dieses Religionsbüchlein war von dem in Maissau wirkenden Wilhelm Pichler (1862–1938) auf dem großen Internationalen Katechetischen Kongress in Wien 1912 vorgestellt worden. Weltweit war es eines der ersten Religionsbücher, die vom (sog. Kleinen) Katechismus, der den Lehrinhalt in Fragen und in zu memorierende Antworten gliederte, abgingen und ihn in ‚Lehrstücke‘ (Kapitel) gliederten. Das Religionsbüchlein von W. Pichler folgte im Aufbau der biblischen Geschichte. Das erste Kapitel begann mit der Erschaffung der Welt. Nach wenigen alttestamentlichen Kapiteln (Kain und Abel, Sintflut, Abraham, Isaak, Jakob, der ägyptische Josef, Mose) folgte das Leben Jesu von der Verkündigung bis zur Himmelfahrt und Geistsendung. Jedes Kapitel war nach dem Didaktischen Dreischritt der Willmann’schen Formalstufen aufgebaut: An die *Sinne* wendete sich jeweils eine kurze biblische Erzählung und ein Bild, dem *Intellekt* waren die aus der Erzählung heraus im RU zu entwickelnden Merksätze zugeordnet. Daran schlossen sich Gebete, Lieder, Vorsätze, die den *Willen* zur Tat bewegen sollten. Die Bilder waren einfach, mit klaren Konturen und wurden als ‚lieb‘ empfunden. Dass sie die biblischen Inhalte historiographisch und in Art der ‚Nazarener‘ als Geschehnisse darstellten und idealisierten, ohne Rücksicht auf unterschiedliche Aussageschwerpunkte einzelner Evangelien, lag im Erkenntnisstand und der Auffassung der damaligen Zeit.<sup>4</sup> Dass sie auch bedenkliche Eindrücke und eine Verkehrung der Frohbotschaft in eine Drohbotschaft vermitteln konnten, wurde mir am Bild vom reichen Prasser im Höllenfeuer (Seite 78) erst viele Jahre später bewusst. Der Gesamteindruck war jedoch eher positiv, und ich bewundere heute noch meinen Landsmann W. Pichler für seine Großtat, die in Österreich die erste Abkehr von einem rein intellektualistischen, memorierenden RU brachte.<sup>5</sup>

## Der alte Erstbeichtunterricht

Im zweiten Schuljahr bekamen wir einen ‚neuen‘ Kaplan als Religionslehrer. Es war der später als Autor des ‚Handbuchs der Namen und Heiligen‘<sup>6</sup> sehr bekannt gewordene Otto Wimmer (1911–1966). Eine dynamische Persönlichkeit, für die die Schüler von der ersten Stunde an schwärmten. Ob er je den Ausdruck ‚Schüler- und Unterrichtsgespräch‘ gehört hatte, weiß ich nicht.

Praktiziert hat er es in einem Ausmaß wie später kaum einer meiner Religionslehrer. Er unterrichtete nach dem o. g. Pichler’schen Religionsbuch. Dieses sah damals im zweiten Schuljahr in der Schule die gesamte Vorbereitung auf Erstbeichte und Erstkommunion vor. In meiner Erinnerung blieb vor allem der Erstbeichtunterricht, den Wimmer äußerst lebendig zu gestalten wusste. Häufig wurden übungsweise in der Klasse ‚Probebeichten‘ veranstaltet. Wir sollten dabei die Beichttechnik üben, dabei aber nicht unsere eigenen Sünden sagen, sondern erdachte Beispiele. Die Probe-

beichten wurden dabei zu einem intellektuellen Funktionsspiel, bei dem wir mit dem Erfinden von möglichst schaurigen Sünden nur so wetteiferten. Man war damals offensichtlich der Meinung, ‚Beichten‘ müsse vor der Erstbeichte schon so gründlich und vollständig wie nur möglich gelernt werden. Mit dem, was man im Erstbeichtunterricht lernt, müsse man ein Leben lang auskommen. Und so übten wir nicht nur nach dem Beichtspiegel und dem Reuegebet im Pichler’schen Religionsbüchlein die Gewissenserforschung und das ‚Erwecken der Reue‘. Wir hörten auch über theologisch diffizile Unterscheidungen zwischen lässlichen und schweren Sünden, zwischen Furcht- und Liebesreue und über die Notwendigkeit, ja keine schwere Sünde bewusst bei der Beichte zu verschweigen. Obwohl dieser Beichtunterricht das Gegenteil von dem war, was drei Jahrzehnte später Klemens Tilmann als ideale ‚Führung zu Buße, Beichte und christlichem Leben‘<sup>7</sup> beschrieb, habe ich die Erstbeichte intensiv, ernst und befreiend erlebt.

Demgegenüber blieb vom Erstkommunionunterricht wenig im Gedächtnis haften. Vielleicht deshalb, weil es für uns Kinder da gegenüber dem geschilderten Beichtunterricht wenig ‚zu tun‘ gab. Das Üben der Kommuniongebete wirkte eher ‚fad‘. Die Erstkommunion fand in der alten gotischen Pfarrkirche statt. Es waren an die 90 Erstkommunikanten, die zusammen mit den Angehörigen die Kirche so füllten, dass ich (und viele meiner Mitschüler) nur den Rücken des ‚Vordermannes‘ sah. Von einem Blick auf den Altar und auf das, was sich dort in lateinischer Sprache vollzog, war keine Rede. In Erinnerung blieben in etwa das im Anschluss an den Gottesdienst stattfindende Fotografieren im Hof des Pfarrhauses und das Frühstück. Es galt damals ja noch das eucharistische Nüchternheitsgebot und auch die Erstkommunikanten erschienen nüchtern zum Tisch des Herrn. Frauen der Pfarre bereiteten für die Kommunionkinder ein Frühstück mit vielen Kuchen. Kinder der Arbeitslosen und ‚Ausgesteuerten‘ erlebten dies gewiss stärker als die eigentliche Eucharistiefeier.

In der zweiten Klasse erlebte ich erstmals auch eine Inspektion des RU. Man nannte sie ‚Visitation‘ durch den Dechant. Dies war damals der Pfarrer von Weitra. Einige Religionsstunden hindurch wurden wir darauf vorbereitet. Das Pichler’sche Religionsbüchlein enthielt bei jedem Kapitel einige Merksätze. Einige wenige waren mit einem Sternchen gezeichnet. Diese sollten schon von den Kindern des ersten Schuljahres auswendig gelernt werden. Andere waren mit einem kleinen Kreuz versehen. Dies war der Merkstoff der Zweitklässler. Die restlichen, nicht weiter gekennzeichneten Merksätze, sollten dann von den Drittklässlern gelernt werden. Im Zuge der Visitation wurden wir in die Kirche geführt. Nach einer kurzen Ansprache (Exhortatio) des Dechants wurden dann die Merksätze abgefragt, ein letzter Rest des alten Katechismusunterrichts.

## **Ein Katechismusunterricht traditioneller Prägung**

Im dritten Schuljahr hatten wir wieder einen neuen Katecheten. Es war der später als Pfarrer von Martinsberg, NÖ, verstorbene Kaplan Franz Enne (1904–1955). Bei ihm erlebte ich einen RU von mehr traditioneller Prägung. Kaplan Enne war damals ein wohlbeleibter, junger Herr, der häufig im Talar zur Schule kam und – wie auch andere Geistliche – auch auf der Gasse das Birett trug. In meiner Erinnerung lebt er als Vertreter einer Priestergeneration, die man heute nicht mehr findet. Er ist mir als sehr freundlich in Erinnerung. Es war damals üblich, ihn wie jeden Geistlichen, den man auf der Straße traf, mit ‚*Gelobt sei Jesus Christus*‘ zu grüßen. Die Antwort war

... in Ewigkeit. Amen.' Man kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, dass dies schon eine sehr ‚moderne‘ Form der Begrüßung war. Meine Tante erzählte mir, dass zu ihrer Schulzeit – vor dem Ersten Weltkrieg – die Geistlichen oft noch mit Handkuss begrüßt worden waren.

Kaplan Enne unterrichtete im dritten Schuljahr die Schüler nach dem ‚Katechismus der katholischen Religion‘<sup>8</sup>, der damals erst für erste Klassen der Hauptschulen vorgesehen war. Er behandelte das erste Hauptstück, die Interpretation des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Der Reihe nach wurden die Katechismusfragen und ihre Antworten besprochen, durch Beispiele und Erzählungen erklärt und dann memoriert. Eine Reihe dieser Merksätze – so die Erklärung der ‚Eigenschaften‘ Gottes: ewig, höchst gütig, höchst heilig usw. – kann ich heute noch auswendig. Diese Methode des Auswendiglernens war ein Relikt aus jenen Zeiten religiöser Unterweisung, in der viele weder schreiben noch lesen konnten und Bücher noch keine ‚Wegwerfware‘ waren. In vielen Familien der Bauern, Handwerker und Arbeiter stellten sie etwas Rares dar. (Ich kannte um 1940 (sic!) in Kärnten noch zwei alte Damen, die auf Einschichthöfen aufgewachsen waren und trotz Schulpflicht und offensichtlich hoher Intelligenz weder das Schreiben noch das Lesen gelernt hatten.) In vielen Haushalten gab es außer dem Kalender und den Gebetbüchern, die ein beliebtes Firmungsgeschenk waren, kaum Bücher. In diesen Zeiten, die offensichtlich bis in die Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg nachwirkten, hatte das Auswendiglernen einen ganz anderen Stellenwert als heute. Es hatte auch in anderen Unterrichtsgegenständen seinen festen Platz. So wurden im Rechenunterricht das kleine (und ab der 4. Klasse auch das große) Einmaleins, im Deutschunterricht die Vorwörter, die den 2., 3., 4. bzw. den 3. oder 4. Fall verlangen und nicht wenige Gedichte, memoriert.

Das alltägliche Leben war in ungleich größerem Ausmaß als heute geprägt von Sprichwörtern, die man auswendig kannte usw. Dies spiegelt eine Kultur und Zivilisation wider, die sich sehr langsam wandelte und wo Hänschen noch lernen konnte, was Gültigkeit hatte, wenn aus ihm einmal ein Hans geworden war.

Im dritten – oder war es schon im vierten Schuljahr? – erlebte ich eine bischöfliche Visitation durch den allseits beliebten St. Pöltener Diözesanbischof Michael Memelauer. Sie fand nicht, wie Visitationen, die ich später als Religionslehrer in Wien erlebte, in Form eines Schulbesuches des Bischofs statt. Vielmehr wurden wir wieder in die Kirche geführt. Der Bischof fragte den Merkstoff ab und schlussendlich erhielten wir zum Andenken ein Bild von ihm. Bei dieser Veranstaltung konnten auch die Eltern und Gemeindemitglieder dabei sein. Ob es richtig ist, dass die Religionslehrer jene Schüler, von denen richtige Antworten zu erwarten waren, in den vorderen Reihen platzierten und die schwächeren Schüler weiter hinten, weiß ich nicht. Wohl aber weiß ich, dass manche von uns enttäuscht waren, weil der Bischof keine Bischofsmütze (Infel) trug und wenig einem Nikolaus ähnlich sah.

Die Art der geschilderten kirchlichen Schulvisitationen fand auf dem Hintergrund der engen Nähe der Kirche zum christlich-sozialen Ständestaat statt. Diese Nähe verführte Einzelne offenbar auch zu sehr, sich des *bracchium saeculare* als seelsorglichen Hilfsmittels zu bedienen. So bekam in Gmünd 1937 jeder Volksschüler (zumindest im 3. und 4. Schuljahr) ein kleines Heft, in dem er den Besuch der Sonntagsmesse bestätigen lassen musste, sofern er nicht in der offiziellen Kindermesse war. Ich weiß nicht, von wem dies ausging, an welchen Orten und in welchen Bundesländern und wie häufig so etwas gepflegt wurde.

Auch ist mir nicht in Erinnerung, ob es Sanktionen, Strafen o. ä. für ein Versäumnis dieser Pflicht gab. Es wäre mir sicher im Gedächtnis geblieben, wenn Säumige auch nur gescholten worden wären. Dennoch hat mir diese Erfahrung die Richtigkeit des Waldviertler Sprichwortes „*Zum Essen und Beten soll ma neam'd nöten*“<sup>9</sup> erleben lassen. Denn die Frucht dieses Heftchens war kein eifriger Sonntagsmessbesuch, sondern ein Wettstreit, wem von uns Schülern es wohl gelänge, sich die geforderte Bestätigung zu erschwindeln, etwa indem er oder sie gerade noch zum Schluss der Messe sich irgendwo in die Nähe der Sakristei schlich, um dann nach dem Schlusslied sich als Erste(r) in der Reihe derer anzustellen, die die begehrte Unterschrift holten. Dass die Versuchung, etwa durch Druck zu erreichen, was man nur durch Überzeugung erlangen kann, kein Einzelfall ist, wurde mir nach 1976 in der Steiermark bewusst. Damals noch hatte ich einige Hörerinnen und Hörer an der Theologischen Fakultät, die beim Thema ‚Notengebung‘ berichteten, dass ihr Religionslehrer am Beginn jeder Woche Aufzeichnungen machte, wer in der Sonntagsmesse war, und Rechenschaft über die Versäumnisse forderte. Diese Studenten waren überzeugt, dass dies auch die Zeugnisnote in ‚Religion‘ beeinflusste. Und so manche Eltern habe ich im Laufe meiner Tätigkeit kennen gelernt, die sagten: „*Meine Tochter geht jeden Sonntag zur Kirche. Warum hat sie trotzdem kein ‚sehr gut‘ in Religion?*“

## **Ein Ende des schulischen Religionsunterrichts**

Im Winter 1938 übersiedelten meine Eltern nach Kärnten, und ich ging zunächst in die damals achtstufige Volksschule in Vassach bei Villach. Als Religionslehrer hatten wir den Franziskanerpater Pius Zinnöcker (1892–1963). Er war gütig, kam ohne jede Strafe aus und unterrichtete in – wie es mir heute scheint – loser, thematischer Anlehnung an den kleinen Katechismusanhang im Pichler'schen Religionsbüchlein, der für die vierte Klasse gedacht war. In Erinnerung geblieben sind mir die vielen kleinen Geschichten, die er sowohl in seinen Unterricht als auch in seine Sonntagspredigten einflocht. Einige kamen zyklisch in jedem oder in jedem zweiten Jahr wieder.

Der Unterricht war während meiner ganzen Volksschulzeit verbal. Tafelbilder, Schülerzeichnungen oder Religionshefte waren unbekannt.<sup>10</sup> Dann kam am 12. März 1938 der so genannte ‚Umbruch‘. Ich erinnere mich an Scharen von Leuten in weißen Hemden und mit Hakenkreuz-Armschleifen, die im Gleichschritt am Haus vorbei marschierten, Kampflieder der NSDAP (= Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) sangen und Sprechchöre schrien. Von meinen Eltern hörte ich, dass viele der Arbeitskollegen meines Vaters in der Fahrdienstleitung des Bahnhofs Villach ‚Illegale‘ (= vor 1938 illegale Mitglieder der in Österreich verbotenen NSDAP) waren. Als wir nach einigen schulfreien Tagen das erste Mal nach dem ‚Umbruch‘ in die Schule kamen, wehte vom Schuldach die rote Hakenkreuzfahne. Der Schulleiter und einer der Klassenlehrer entpuppten sich als Illegale. Nun gab es vor dem Unterricht um 8 Uhr kein Schulgebet mehr. Dafür aber begann der Unterricht mit einem politischen Morgenspruch, oft auch mit einer Morgenfeier im Garten des Schulgebäudes. Die Klassen stellten sich im Viereck um einen Fahnenmast auf. Der Schulleiter hielt eine kurze, von Parolen der NSDAP geprägte Ansprache. Die Hakenkreuzfahne wurde gehisst, und wir sangen NS-Lieder, von denen wir einige schon in den ersten Tagen nach dem Umbruch zu lernen hatten. RU gab es – wenn ich mich recht entsinne – noch bis zum Ende des Schuljahres. Nun aber stand die Religionsnote nicht mehr an der ersten Stelle des Zeugnisses, sondern an der letzten. An die erste Stelle rückten ‚Lei-

besübungen`. So weit ich mich erinnere, hatten wir in meinem 5. und 6. Schuljahr an der Volksschule Vassach keinen RU mehr. Er war als Seelsorgestunde (s. u.) an den Nachmittag und in die Kirche St. Leonhard verlegt worden. Wann genau dies war, ist mir entfallen. In der Oberschule für Jungen, die ich ab 1940 in Villach besuchte, hatten wir zunächst noch RU. Er fand in der letzten Vormittagsstunde statt, und man musste sich dazu anmelden. Der Religionsprofessor Nikolaus Müllen (1895–1975), ein Duisburger mit reichsdeutschem Akzent, hatte es nicht leicht mit uns. Buben sind in der letzten Schulstunde an sich nicht mehr sehr zum Lernen und zum Stillsitzen aufgelegt. Und in die letzte Unterrichtseinheit war der RU nun verlegt worden, da ihn ja nicht mehr alle Schüler besuchten. Erstmals gab es eine Abmeldung, d.h. mehr als das. Man musste sich zum RU wie zum Freigegegenstand Slowenisch anmelden. Müllen dürfte sich thematisch lose am o. g. Katechismus orientiert haben. Dieser war im Gymnasium das Lehrbuch für die beiden ersten Schuljahre. 1942 (oder 1943?) zog sich Müllen einen komplizierten Beinbruch zu und konnte monatelang nicht unterrichten. Ich erinnere mich noch, dass wir, die wir ihm das Leben in der Schule in kindlichem Übermut nicht leicht gemacht haben, ihn in seiner Wohnung besuchten. Die Nazis benutzten den Krankenstand, um den RU ganz aus der Oberschule zu eliminieren. Die Schulkreuze waren schon 1938 aus den Klassenzimmern entfernt und durch Hakenkreuzwimpel oder ein Bild Adolf Hitlers ersetzt worden.

### **Der Beginn des pfarrlichen Unterrichts („Seelsorgestunden“)**

Dreimal erlebte ich den Beginn des außerschulischen Ersatzunterrichtes. Das erste Mal war es die Verlegung von der Volksschule Vassach in die Kirche St. Leonhard. Kinder, die an den Seelsorgestunden teilnahmen, saßen in Kirchenbänken und hatten gezwungenermaßen Frontalunterricht mit losen Unterrichtsgesprächen. Die Gruppe mit den Erstkommunikanten war immer gut besucht. Wie hoch die Prozentzahl der Schüler aus anderen Klassen war, die am RU teilnahmen, ist mir nicht bekannt.

Einen zweiten Beginn erfuhr ich, als nach dem o. g. Ende des RU an den Oberschulen für Jungen und Mädchen auch in der Pfarre St. Nikolai in Villach Seelsorgestunden begannen. Es wurde in den Sonntagsgottesdiensten durch ‚Bekanntgabe‘ und am Anschlagbrett in der Kirche geworben. Mehr an Werbung war damals nicht möglich. Als Ort war eine Seitenkapelle links neben dem Priesterchor vorgesehen. Anfangs gab es mehrere Gruppen, die aber bald ‚schrumpften‘ und weniger wurden, und dies, obwohl die Seelsorgestunden vom sehr beliebten Kinderseelsorger P. Clemens Röbl (1885–1950) gehalten wurden. Im Schuljahr 1943/44 war die Gruppe der Oberschüler in St. Nikolai nur noch etwa 20 Teilnehmer aus Unter- und Oberstufenklassen. Unterrichtsort war nun die ‚Vorsakristei‘, ein kleiner Raum, in dem die Gruppe um den Tisch sitzen konnte. Es gab keine Tafel, keine Bücher, keine Anschauungsbehelfe. Ich erinnere mich auch nicht mehr an konkrete Themen und Inhalte – lediglich daran, dass gegen Ende der Stunde immer aus einem Jugendbuch vorgelesen wurde. Es hieß oder handelte – wenn die Erinnerung mich nicht trügt – von einem Ungläubigen namens Aram Bella, der nach negativen Erlebnissen beim Blutwunder des hl. Januarius in Neapel, wo ihm sein Geld gestohlen wurde, nach Lourdes reiste. Statt der Bestätigung seiner Vorurteile gegenüber Glaube und Kirche erlebt er dort seine Bekehrung. Typisch für den Religionsunterricht dieser Art scheint mir die apologetische, den Glauben verteidigende Intention. Sie führte auch dazu, dass die Gruppe zu einer kleinen informellen Gemeinschaft zusammenwuchs. Nicht

lange aber war es P. Clemens Röbl vergönnt, diese Gruppe katechetisch zu betreuen. Um ihn den argwöhnischen Beobachtungen der NS-Funktionäre zu entziehen, versetzten ihn seine Vorgesetzten in das Kinderdorf für geistig behinderte Kinder, St. Anton bei Bruck an der Glocknerstraße in Salzburg. Sein Nachfolger wurde P. Anton Weißenbach OFM (1902–1970). Er führte die kleine Gruppe weiter bis die Luftangriffe 1944/45 immer häufiger regelmäßige Treffen verhinderten.

Das dritte Mal erlebte ich einen Beginn von Seelsorgestunden in Niederösterreich, das damals Niederdonau hieß. Im Februar 1944 übersiedelte meine Mutter nach dem frühen Tod meines Vaters zurück in die alte Heimat. Wir wohnten im nördlichen Waldviertel, in Pürbach bei Schrems. Mein Bruder und ich besuchten nun die Oberschule für Jungen, die von den Nazis in Gmünd III (von 1920–1939 und nach 1945: České Velenice) errichtet worden war. Religionsunterricht gab es in der Schule zu dieser Zeit keinen mehr. Die für die Schule zuständige Pfarre in Gmünd III wurde vom Servitenpater Albert M. Guggenberger betreut. Er versuchte (im Frühjahr oder Herbst 1944) Seelsorgestunden einzurichten. Offensichtlich aus begründeter Angst vor Repressalien durch die Nazis verlegte er diese Unterweisung nicht nur in die Kirche. Er hielt sie in Form einer Art Wortgottesdienst, bekleidet mit Rochett und Stola. Natürlich geriet der ‚Unterricht‘ dadurch stark in die Nähe einer Predigt oder einer Vorlesung. Inhaltlich orientierte sich Pater Guggenberger offensichtlich am Vorkriegs-Lehrplan für Gymnasien. Dieser sah für die 5. Klasse der höheren Schulen eine Art philosophische Gotteslehre vor. Nicht nur die Schüler der fünften und sechsten Klassen waren überfordert, wenn wir nun vom *ens a se*, vom *ens ab alio* und vom *unbewegten Beweger* hörten. So verliefen sich bald viele, zudem das letzte Kriegsjahr unter häufigen ‚Fliegeralarm‘ litt und der Unterricht oft ausfiel. Für mich wurden die unverständenen Brocken, die im Gedächtnis haften blieben, erst zwei Jahre später ‚fruchtbar‘. Als den Siebzehn- und Achtzehnjährigen in ernster Weise die Gottesfrage zu bewegen begann, führte die Erinnerung an das Unverständene zur Einsicht, dass es sich mit Gott vielleicht doch nicht so einfach und primitiv verhalte wie in der Vorstellungswelt des Kinderglaubens, und ich begann zu fragen und zu forschen.

## Der Neubeginn 1945

Im Sommersemester 1945 gab es kaum mehr geregelten Unterricht. Schüler ab dem 16. Lebensjahr wurden zum ‚Volkssturm‘ eingezogen und mussten helfen, ‚Verteidigungslinien‘, Barrieren u. ä. aufzubauen. Jeden Vormittag ertönte als Vorstufe für ‚Fliegeralarm‘ der ‚Kuckuck‘ im Radio. Täglich konnte man Geschwader von englischen und amerikanischen Verbänden von Kampfflugzeugen oder russische Tiefflieger sehen. Viele Wiener Frauen und Kinder waren wegen der Luftangriffe zu Verwandten in das Waldviertel gezogen. Ich sehe heute noch drei schreckerfüllte und schockierte Tanten eines Jugendfreundes vor mir, die mit nur kleinem Handgepäck aus Dresden kamen, wo sie dem Bombardement, das ihre Wohnung und große Teile der Stadt durch Brandbomben vernichtete, entronnen waren. Der Einmarsch der sowjetischen Besatzungsmacht im Mai 1945 brachte Plünderungen und Vergewaltigungen. In Viehwaggons von Eisenbahnzügen wurden Kriegsgefangene nach Osten deportiert, darunter auch mein Onkel Hans Maier (1903–1945), dem es gelang, aus dem Viehwaggon eine auf einen Zettel geschriebene Nachricht dem Bahnwärter zuzuwerfen. Es sollte sein letztes Lebenszeichen sein. Nicht in Viehwaggons, sondern

zu Fuß kamen Scharen von Flüchtlingen. Alles, was deutscher Zunge war, wurde von den Tschechen aus den ‚13 Gemeinden‘, die zwischen 1939 und 1945 zu Niederdonau gehört hatten, und nun wieder tschechisches Hoheitsgebiet wurden, vertrieben. Außer einem kleinen Handgepäck verloren sie alles. Viele fristeten zunächst als Flüchtlinge um Taglohn ihr Leben, nur um in der Nähe ihrer alten Heimat bleiben zu können.

Auch das Gebäude der Oberschule für Jungen lag im nun wieder tschechisch gewordenen Gmünd III. Es war gewiss eine sehr weitsichtige Tat, dass man die Schule nicht untergehen ließ, sondern sie trotz der katastrophalen wirtschaftlichen Lage als Bundesrealgymnasium in Gmünd I weiterführte. Man stand materiell vor einem Nichts: Es gab kein Schulgebäude, keine Lehrmittel, keine Schulbücher<sup>11</sup>. Dem Realgymnasium wurden Räume in der Volks- und Hauptschule zur Verfügung gestellt, und so befand ich mich im Herbst 1945 in der 6. Gymnasialklasse wieder im selben Klassenraum wie als Schüler der 3. Volksschulklasse. Der Schulleiter und jene Lehrer, die Parteigenossen gewesen waren, waren vom Dienst enthoben und wurden z. T. durch Flüchtlinge ersetzt. Einer von ihnen war der hervorragende Lateiner Andreas Pittner, der uns Liebe zur klassischen Sprache und das Vorbild eines gewissenhaften und aufrechten Mannes vermittelte. Nun gab es auch wieder Religionsunterricht und jährlich vier Mal einen Schülergottesdienst. Obwohl der kommunistische Staatssekretär Fischer, der das Schulwesen leitete, auf der Abmeldemöglichkeit von ‚Religion‘ bestand, gab es keine einzige Abmeldung. Als Religionsprofessor fungierte der Stadtpfarrer von Gmünd St. Stephan, Johannes Weinberger (1905–1969). Wie in den anderen Unterrichtsfächern, so gab es auch in Religion kein Schulbuch. Es gab aber eine große Aufbruchstimmung und eine Begeisterung an der Schule. Wir waren alt genug, um zu erkennen, dass der Besuch einer höheren Schule keine Selbstverständlichkeit war. So nahmen wir mancherlei Opfer – im Winter 1945/46 etwa einen täglichen Schulweg von 16 km zu Fuß, Kälte und wenig Essen, das ab dem Frühjahr 1946 nur durch Erbsen und Karotten aus der ‚Schülerspeisung‘ gemildert wurde – gerne auf uns. Weinberger gelang es, das Vertrauen der Schülerinnen und Schüler zu gewinnen. Einige hatten ja bislang noch nie Religionsunterricht erlebt. Inhaltlich hielt er sich offensichtlich an die Lehrpläne aus der Vorkriegszeit. Konkret erinnere ich mich an Moraltheemen in der siebten Klasse. Themen und Ziele hatten stark die Moral der Einzelnen und das ethische Verhalten im individuellen Umkreis vor Augen. Anliegen wie Weltethos, Entwicklungshilfe, Dritte Welt, strukturelle Sünde, Umweltschutz u. ä. wurden erst zwei Jahrzehnte später zu Themen des Religionsunterrichts. Es war, wie wohl überall an den damaligen ‚Mittelschulen‘<sup>12</sup> eine ‚Minitheologie‘, die aber lebensnah und in einem durchaus ‚mitmenschlichen Unterrichtsstil‘ im Sinne Ch. Caselmanns<sup>13</sup> erfolgte. Dazu kam noch, dass Weinbergers reife und menschlich-gütige Art ihm die Wertschätzung von Schülern und Lehrerkollegen in einem hohen Maße brachte, dass sein Pfarrhof allen offen stand, die Hilfe brauchten, und dass unsere Generation das Kriegsende als Zusammenbruch einer Wertordnung erlebt hatte und den Religionsunterricht als Hilfe bei der Suche nach Lebensorientierung erfuhr.

---

1 ‚Veteranen‘ waren die ehemaligen Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg. Sie trugen dunkle Kopfbedeckungen mit Federbüschen.

2 ‚Marienkinder‘ hieß eine Mädchengruppe in der Pfarre.

3 Vgl. PICHLER Wilhelm: Katholisches Religionsbüchlein für die unteren Klassen der Volksschüler. Mit (insgesamt 70) farbigen Zeichnungen von Philipp Schumacher, Wien 1913. Das Religionsbüch-

---

lein war zwischen 1904 und 1912 erarbeitet und 1912 auf dem Internationalen Katechetischen Kongress in Wien der Fachwelt vorgestellt worden. Unter den ‚unteren Klassen‘ der Volksschule verstand man damals die Klassen des 1. bis 3. Schuljahrs. In den vielen ein-, zwei- und dreiklassigen (= niederorganisierten, achtjährigen) Volksschulen auf dem Lande wurden die Schüler dieser Schulstufen gemeinsam unterrichtet. Die Fassung 1913 wurde 1917 und 1930 textlich geringfügig überarbeitet und 1925 in österreichischen Volksschulen eingeführt, 1931 endgültig vom österreichischen Gesamtepiskopat zur Verwendung vorgeschrieben. Es erlebte ungezählte Auflagen 1933 erschien bereits die 33. Auflage. Vgl. dazu: JACHYM Franz, Wilhelm Pichler – Sein Leben und Werk. In: Katechetische Besinnung. Referate auf der Ersten österreichischen Tagung für Religionsunterricht und religiöse Erziehung vom 16. bis 20. April 1951 in Wien. Wien 1951, 9–21; CZONKA Ladislao: Wilhelm Pichler pioniere dell'insegnamento religioso nella scuola dell'obbligo, Sonderdruck aus Orientamenti pedagogici VIII (1961) 3; PLEYER Karl: Meister des volkstümlichen Religionsunterrichtes in Niederösterreich. Zum 100. Geburtstag von Wilhelm Pichler, in: Unsere Heimat. Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich und Wien 33 (1962, 8/12, 183–187; PICHLER Wilhelm: Mein schriftstellerisches Werden in: CPB 75 (1962) 5, 129f. (posthum veröffentlichte Notizen); RENNER Stephan, Wilhelm Pichler – Buchautor und Seelsorger, in: CPB 100 (1987) 3, 134–136.

- 4 Vgl. dazu SVABIK Franz: Wandel in der Aussage im Bild und in der Theologie am Beispiel Rut, in: CPB 95 (1982) 3, 174–178.
- 5 Vgl. KORHERR Edgar Josef: Der Religionsunterricht an der österreichischen Pflichtschule als bildungstheoretisches Problem, Diss. Wien 1962, Bd. I, 421–502.
- 6 Innsbruck–Wien–München 1956.
- 7 TILMANN Klemens: Die Führung zu Buße, Beichte und christlichem Leben, Würzburg 1961.
- 8 Wien 1930; 1959<sup>16</sup>.
- 9 Zum Essen und Beten soll man niemand zwingen!
- 10 Erst viel später erfuhr ich, dass in Villach ein anderer Franziskanerpater, P. Clemens Röbl, in der Volksschule sich mit großem Erfolg des Tafelzeichnens im Religionsunterricht bedient hatte.
- 11 Aus dem Religionsunterricht erinnere ich mich als einzigen Behelf an ein kleines Heftchen mit einigen lebenskundlich-moraltheologischen Themen, das wir in der 7. Klasse (geschenkt?) erhielten. Autor, Verlag und Titel sind mir nicht in Erinnerung.
- 12 Zu den ‚Mittelschulen‘ zählte bis 1962 das Gymnasium, das Realgymnasium, die Realschule und die Frauenoberschule.
- 13 Vgl. CASELMANN Christian, Wesensformen des Lehrers, Stuttgart 1953; 1970<sup>4</sup>.